

# Größere Liebe hat niemand

Über echte und falsche Freunde in der Bibel und die Beziehung zu Gott

THOMAS SÖDING

**Die Sehnsucht nach Freundschaft ist groß. Aber auch die Angst, dass sie verraten wird. Gibt es eine wirklich verlässliche Freundschaft, die allen Belastungsproben standhält? Wie nach der Bibel Gott diese Frage zuspitzt und verschärft, erläutert Thomas Söding, Professor für Neues Testament in Bochum.**

Jonathan ist ein Königssohn, jung, schön und intelligent, mit glänzenden Aussichten, das Erbe seines Vaters Saul anzutreten. Zu seinem Glück hat er einen Freund: David, den Hirten, Musiker und Militär, einen Mann mit großen Plänen und großen Talenten, einen Rivalen seines Vaters. In einem kritischen Moment muss Jonathan sich zwischen dem Vater und dem Freund entscheiden – und stellt sich auf die Seite Davids, um ihm das Leben zu retten. Doch seinem Vater bleibt er treu – und fällt an seiner Seite im Krieg gegen die Philister. David ist untröstlich: „Ach, die Helden sind gefallen im Kampf; Jonathan liegt erschlagen auf deinen Höhen. Weh ist mir um dich, mein Bruder Jonathan, der Liebste warst du mir, wunderbar war mir deine Liebe, mehr als die Liebe der Frauen“ (1. Samuel 13 bis 2. Samuel 1).

Manche schließen auf eine homoerotische Verbindung. Doch in der Bibel geht es um eine innige Freundschaft – und die Ahnung Davids, vielleicht mehr geliebt worden zu sein, als geliebt zu haben.

Ruth stammt aus Moab, wo Israels Erbfeinde leben. Als ihr jüdischer Ehemann und ihr Schwiegervater in Moab sterben, will Naomi, ihre Schwiegermutter, zurück nach Bethlehem. Ruth soll in ihrer Heimat bleiben. Doch sie bleibt bei Naomi: „Wohin du gehst, geh' auch ich. Wo du bleibst, bleib' auch ich. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterb' auch ich, da will auch ich begraben sein“ (Ruth 1,16–17). Über die Jahre, die Naomi im moabitischen Exil hat verbringen müssen, weil in Israel Hungersnot herrschte, ist eine tiefe Freundschaft zwischen beiden Frauen gewachsen, die Grenzen zwischen Stämmen, Religionen und Generationen überwunden hat. Diese Freundschaft wird Ruth neues Glück bringen und die Zukunft Israels begründen. Denn in Bethlehem lernt sie die Liebe ihres Lebens kennen, und aus ihr geht Obed hervor, der Großvater Davids.

Pontius Pilatus und Herodes Antipas sind sich spinnenfeind. Der eine, ein römischer Ritter, regiert mit harter Hand Judäa, der andere, den Jesus respektlos einen „Fuchs“ (Lukas 13,32) genannt hat, will in Galiläa das Erbe seines Übervaters, des angeblich „großen“ Herodes festhalten. Beide kämpfen ums politische Überleben. Beide belauern einander

und stecken eifersüchtig ihre Einflussphären ab, beide haben Blut an ihren Händen kleben: Der eine hat fromme Pilger aus Galiläa niedergemetzelt (Lukas 13,1–2), der andere hat den Täufer Johannes auf dem Gewissen (Markus 6,17–29). In der Passion Jesu aber kommen sie sich näher, und bleiben doch dieselben. Pilatus will den ungeliebten Angeklagten aus Nazareth loswerden und schickt ihn zu Herodes, dem Landesvater Galiläas. Dieser hingegen, der sich durch Jesu Schweigen brüskiert fühlt, will den merkwürdigen Propheten dem Spott der Menge ausliefern und staffiert ihn als Lumpenkönig aus, um ihn wieder Pilatus vorzuführen. Lukas kommentiert lakonisch: „Es geschah aber, dass Herodes und Pilatus Freunde wurden an jenem Tag; denn vorher waren sie in Feindschaft zueinander gewesen.“ (Lukas 23,12)

Es gibt Kommentatoren, die darin einen Hoffnungs-schimmer erblicken: dass Jesus noch im Tode Feindschaft in Freundschaft verwandelt habe. Aber sie unterschätzen die Erzählkunst des Evangelisten: Lukas entlarvt den Zynismus beider Provinzpotentaten. Ihre Freundschaft ist vergiftet. Sie sind palästinensische Amigos, die auf Kosten Jesu ihren Vorteil suchen.

Geschichten wie diese gib es zuhauf, innerhalb wie außerhalb der Bibel: echte und falsche Freunde, erprobte und verratene Freundschaft, Männerfreundschaften und Freundschaften von Frau zu Frau, überwundene Fremdheit und Feindschaft, überraschende Gemeinsamkeiten und erhoffte Zuverlässigkeit, Geschichten, die das Leben schreibt.

## Dann kommt Gott ins Spiel

Die Philosophie hilft, das Wesen der Freundschaft zu verstehen und verschiedene Arten von Freundschaft zu unterscheiden. Aristoteles verfasste im vierten Jahrhundert vor Christus mehrere Bücher über die Freundschaft. Er war von ihrem Wert zutiefst überzeugt: „Ohne Freundschaft möchte niemand leben, hätte er auch sonst alle Güter“, schreibt er in der *Nikomachischen Ethik*, die er wahrscheinlich seinem Sohn gewidmet hat. Freundschaft, so analysiert Aristoteles, ruhe auf drei Säulen: Freiheit, Gleichheit und Gemeinsamkeit. Sie sei zutiefst human, weil der Mensch ein „politisches Wesen“ sei, das auf den Austausch mit anderen angelegt und angewiesen sei.

Allerdings muss man sich die richtigen Freundinnen und Freunde wählen. Man kann sie sich aussuchen, um mehr Spaß zu haben, zum Beispiel im Sportverein. Man kann Freundschaften pflegen, um einen größeren Nutzen zu erzielen, und wird dann Mitglied in einem Club.

*Julius Schnorr von Carolsfeld: „Freundschaft zwischen Jonathan und David“, Holzschnitt, 1860.*

Wahre Freundschaft aber, so Aristoteles, gebe es nur um ihrer selbst willen. Es ist eine Freundschaft im Guten, weil die Freundschaft selbst ein hohes Gut ist und nur dann echt, wenn sie gönnen kann und das nach Kräften unterstützt, was für den Freund oder die Freundin wirklich gut ist. Eine solche Freundschaft beglückt und macht Ernst: bis zur Hingabe des eigenen Lebens. Friedrich Schiller singt darüber die Ballade der „Bürgerschaft“. Und hochgestochen erklärt in neustamentlicher Zeit der Philosoph und Politiker Seneca, der Erzieher Neros, brieflich seinem Freund Lucillus: „Weshalb suche ich einen Freund? Um jemanden zu haben, für den ich sterben kann“.

Spätestens an dieser Stelle kommt Gott ins Spiel. Alles sehnt sich nach vollkommener Freundschaft. Aber unter Menschen mit all ihren Fehlern und Schwächen wird sie nie ganz gelingen. Und immer werden andere ausgeschlossen, die nicht zum Freundeskreis zählen. Wenn sich diese Grenzen

überwinden lassen, dann nicht durch Menschen, sondern nur durch Gott. Aber ist das mehr als ein Wunschtraum? Aristoteles ist jedenfalls skeptisch: Freundschaft mit Gott könne es nicht geben, weil zwischen ihm, dem „unbewegten Bewegten“, und den Menschen keine Gleichheit, sondern radikale Ungleichheit herrsche; man müsse sich mit begrenzter Freundschaft zufriedengeben und dürfe sie ohne schlechtes Gewissen genießen: sie sei das Beste, das es gebe auf der Welt.

Plato hingegen ist nicht so streng. Im *Gastmahl* lässt er Sokrates sagen, dass Gott die Gerechten durchaus lieben wolle und könne, weil es eine Gemeinschaft im Guten gebe, der Ewigkeit beschieden sei. Lässt sich dieser Gedanke aber fassen, ohne dass die Unterschiede zwischen Gott und Mensch verschwimmen? Und was ist mit denen, die nicht so gut und vollkommen sind? Sind sie Gott verhasst oder gleichgültig?

Im biblischen Traditionsraum gibt es eine große Zurückhaltung, von Freundschaft mit Gott zu sprechen. Die Liebe zu Gott, die auf Gottes Liebe zu Israel antwortet, ist freilich das Hauptgebot Israels (5. Mose 6,4f.). Doch diese Liebe ist Anerkennung, Zustimmung, Bejahung. Freundschaft hingegen hat es mit wechselseitiger Freiheit und innigster Gemeinschaft zu tun. Man kann sagen, dass die Liebe zu Gott und die Liebe Gottes ihre Erfüllung fänden, wenn sie Freundschaft würden. Aber die Skepsis der Bibel resultiert aus dem leidenschaftlichen Glauben an den einen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde. Freundschaft setzt Gleichheit voraus. Nach der Genesis ist der Mensch zwar Gott ähnlich geschaffen worden (1. Mose 1,26f.), er hat aber seine Gottebenbildlichkeit jenseits von Eden eingebüßt (so die klassische evangelische Lesart) oder eingetrübt (so die traditionelle katholische Sicht). Wenn es keine wahre Gottesfreundschaft gibt, dann liegt es nicht an der mangelnden Zuwendung Gottes, sondern des Menschen.

Soll dennoch Freundschaft zwischen Gott und den Menschen entstehen, muss Gott selbst die Initiative ergreifen und – ohne seine Gottheit einzubüßen – am Leben der Menschen vollkommenen Anteil nehmen, damit aber auch an allem Leid, aller Schuld und allem Tod dieser Welt. Das ist eigentlich unmöglich. Aber es ist dennoch geschehen, sagt das Neue Testament. Es ist die Geschichte Jesu von Nazareth. Er bringt den Menschen Gott, in ihm ist Gott selbst unter den Menschen gegenwärtig.

Zeit seines Lebens hat er seltsame Freunde. Seine Gegner werfen ihm vor, ein „Freund der Zöllner und Sünder“ zu

*„Eine größere Liebe hat niemand,  
als wer sein Leben einsetzt für seine Freunde.“*

sein (Matthäus 11,19 par. Lukas 7,34) und sie wissen gar nicht, wie Recht sie haben. Jesus ist seinem eigenen Anspruch nach ein Heiliger, er müsste Abstand zu notorischen Sündern halten, um sich nicht mit dem Bösen wie mit einer Schweinegrippe zu infizieren. Aber Jesus lässt sich mit kranken und sündigen Menschen ein. Er lässt sie ganz nahe an sich heran, er lässt sich von ihnen berühren, auch von einer zweifelhaften Frau, die sündhaft teures Öl über seine Füße gießt (Lukas 7,36–50). Denn Jesu Heiligkeit steckt an. Er infiziert sich nicht an der Schuld und Krankheit anderer,

sondern injiziert den Kranken Gottes Medizin und interveniert für die Sünder, indem er ihnen ihre Schuld abnimmt.

Wo diese Liebe erwidert wird, kann man von Freundschaft sprechen. Jesus selbst ist freilich sparsam mit dem Wort. Nach dem Johannesevangelium hebt er es sich für seine letzten Worte auf, die er im Abendmahlssaal zu seinen Jüngern spricht. Ihnen hat er die Füße gewaschen, weil sie zwar auf dem Weg der Nachfolge ehrlichen Herzens bis nach Jerusalem, bis in die Stunde der Entscheidung mitgekommen, aber deshalb nicht schon perfekt sind, sondern sich als ziemlich feige erweisen werden und ihrerseits der vollen Liebe Jesu bedürftig bleiben (Johannes 13,1–20). Zu diesen Jüngern, die nicht verstehen, was passiert, sagt er: „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben einsetzt für seine Freunde. Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete. Nimmer nenne ich euch Knechte, denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Euch aber habe ich Freunde genannt, weil ich euch alles, was ich vom Vater gehört habe, kundgetan habe“ (Johannes 15,13–15). Jesus knüpft hier an das antike Ideal der Freundschaft an, die bis zum Tod geht. Der Einsatz des Lebens für andere ist die größte Liebe, weil niemand ohne Eigennutz mehr für einen anderen Menschen tun kann, als ihm freiwillig durch das eigene Lebensopfer das Leben zu schenken.

Das Leben, von dem Jesus spricht, ist das ewige Leben, das den Tod überwindet. Dieses Leben kann nur Gott schenken. Dass er dieses Gottesgeschenk seinen Jüngern gibt, ist sein großes Wort. Wenn es wahr ist, haben nicht Herodes und Pilatus das letzte Wort, sondern Ruth und Naomi. Und sogar Jonathan und David werden sich wiedersehen. Aber ist es wahr? Jesus beweist seine Freundschaft, indem er wirklich den Weg der Liebe bis zum Ende geht: am Kreuz, wo alles auf Gott allein ankommt und Jesus überzeugt ist, sein Werk sei vollbracht (19,30).

Jesus sagt aber auch, dass Freundschaft wechselseitig sein muss. „Ich habe euch ein Beispiel gegeben“ (Johannes 13,15). „Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben“ (Johannes 13,34). Es ist eine Freundesliebe, die Menschen voraussetzt, die möglichst viel gemeinsam machen: Beten, Gottesdienst feiern, den Glauben ins Gespräch bringen, das Wort Gottes hören und der Armen gedenken.

Mit dieser Freundschaft muss man im Kleinen anfangen: von Angesicht zu Angesicht. Aber nicht mit dem Rücken zu den anderen. Judas Thaddäus fragt Jesus: „Wie kommt es, dass du dich uns offenbarst und nicht der Welt“ (Johannes 14,22)? Gemeint ist, dass Jesus seinen Tod erklärt und seinen Jüngern die Freundschaft anbietet. Jesus antwortet darauf zuerst, indem er sagt, wie wichtig es ihm sei, dass sie seine Liebe erwiderten (Johannes 14,23). Dann aber weitet er den Kreis; seine Freundschaft zu den Jüngern soll anstecken. Im Gebet an Gott, seinen Vater, bringt er seinen Herzenswunsch zum Ausdruck: „dass alle eins seien, wie wir eins sind, ... damit die Welt erkenne, dass du mich gesandt hast“ (Johannes 17,21)